

Luzern, 17. Oktober 2019

Bericht zur Konferenz «Nature, Culture and Perception», 30.9.–2.10.2019

Eine lachende Sonne, hochgewachsene und dicht belaubte Bäume, zuckerwattenförmige Wolken – die ersten Striche und folgende Figuren, die ein Kind auf Papier zeichnet. Man könnte meinen, die Menschen scheinen der Natur bereits in den jüngsten Jahren ziemliche Bedeutung zuzuschreiben. Die Faszination der Natur des Menschen? Eine weitere Figur: ein Haus. Gerade darum drehte sich die Thematik des Kongresses «Nature, Culture and Perception. From the Amazon to the Alps». Unser Zuhause, mehr als bloss die vier Wände, die uns umgeben, mehr als die Gemeinschaft in der wir leben und uns zugehörig fühlen, mehr als die Grenzen des Heimatlandes, ein Nationalstaat, die Erde als unser Zuhause. Die Natur, die die Erde zur Erde macht und sie von anderen Gasbällen, Planeten oder Monden unterscheidet und es uns ermöglicht zu sein, wer und was wir sind. Was die Erde ausmacht, ist ihr Leben. Einst war sie das Zuhause anderer Lebewesen, Quastenflosser, Stegosaurier und Triceratops. Deren Erbe lebt in Nachfahren fort, doch ihre Existenz wurde ausgelöscht. Entstehen, wachsen, schrumpfen, sterben – ein Kreislauf, von dem auch wir Menschen Teil sein dürfen, als Lebewesen dieser Welt, die es bereits so viel länger gibt und geben wird.

Wahrnehmung von Welten

Im Rahmen der Konferenz haben wir uns mit der Frage beschäftigt, wie «Natur» wahrgenommen wird, nämlich unterschiedlich. Dies im Dialog zwischen Künstlern und Naturwissenschaftler sowie Historikern und Rechtskundigen. Fokussiert wurden in den Gesprächen einerseits die Alpen und andererseits der Amazonas. Ein Blick auf zwei *Welten* – beide Teil einer grossen. Gigantisch und doch so verletzlich, gegensätzlicher kaum vorzustellen, kalt, steinig, hochgelegen, verglichen mit tropisch, feucht, dicht bewachsen, je auf der anderen Seite der Erde. Auf den zweiten Blick sind jedoch mehr Ähnlichkeiten zu erkennen als angenommen. Genau diesem Blick, eine Sichtweise die verkorkster kaum sein könnte, haben wir während der Konferenz besonders Bedeutung geschenkt. Den Blick gerichtet auf drei Begrifflichkeiten: Natur, Kultur und Wahrnehmung. Blicken, schauen, erkennen, Fähigkeiten, die wir dank einem unserer fünf Sinne, dem Sehsinn, besitzen. Damit auch weiter, die Fähigkeit, unsere Augen zu verschliessen und wegzuschauen. Gerade dieser Sinn wurde zu Beginn der Konferenz angesprochen, durch Filme von Künstlern aus aller Welt im Kino Bourbaki Luzern. Filme werden geschaut. Und gehört. Wir hörten den schmelzenden Gletscher, den sterbenden Giganten, die Schreie des Dschungels, die Tropfen des blutenden Kautschukbaumes. Der Filmabend im Bourbaki war eindrücklich. Einerseits wurde auf die Schönheit und Idylle der Natur gewiesen und andererseits der Kampf, der die Natur führt und damit ihre Fragilität gezeigt. Die Natur, die dem Menschen als Lebensraum und Ressource zu *diene*n scheint. Die Natur, gesehen als Umwelt. Das Leben und Überleben der Menschen hängen von ihr ab. Die Natur als Mit-Welt, statt Umwelt, mehr als das «Uns-Umgebende», wovon wir so viel nehmen? Eine Frage der Perspektive?

Luzern, 17. Oktober 2019

Der Klimawandel, Konsum und Konflikt

Gerade auf diese Variabilität der Perspektiven hat Sarah Cornell hingewiesen, mit der Frage: «Was ist eine Wolke?» Abhängig von Hintergrundwissen, Erfahrung, ob Künstler, Chemiker, Soziologiestudent oder Anwalt, würde jeder diese Frage unterschiedlich beantworten. Hinter dieser Frage steckt so viel mehr, was ich bspw. nicht weiss und auch nicht zu wissen brauche, ausser jedoch über diese Vielseitigkeit Bescheid zu wissen: Jeder Mensch *sieht* eine Wolke anders. Eine dunkle Wolke, die über dem dreitägigen Kongress hing, stellte der medienpräsente «Klimawandel» dar. Klimakrise klingt zwar viel eindrücklicher, impliziert jedoch mit «Krise» ein Ende, welches es so nicht geben wird, so Bruno Latour im ersten Kapitel seines Buches «Facing Gaia». Er spricht von einer Mutation, einer unausweichlichen Veränderung. Zurückgehen geht nämlich nicht mehr. Hätten Menschen auf die Symptome der Krise früher gehandelt, als ob es sich in diesem Sinne um einen Krieg, einen nach Latour «ecological war» drehte, wäre diese Krise vielleicht heute bereits vorbei. Symptome machten eine Diagnose möglich, man wusste es, doch die Therapie blieb aus, und so können die Konsequenzen zwar minimiert gehalten, müssen aber unausweichlich ausgebadet werden. Ob als Wandel, Mutation oder Katastrophe bezeichnet, der Klimawandel kann als Chiffre dafür verstanden werden, dass gerade etwas total schief läuft. Das menschliche Zutun, ob Schaden oder Schutz, ist gross. Der Mensch konsumiert Natur. Die Art und Weise, in der konsumiert wird, schadet ihr, als Beispiele genannt, in Form von Verschmutzung, Über- und Ausnutzung von Böden, Wäldern und Gewässern. Dies machten die Filme der Künstler aus unterschiedlichen Teilen der Welt an der Konferenz sichtbar. Fracking in Kanada, Minenbau in Brasilien, Zuckerrohrplantagen in Kolumbien, schmelzende Gletscher der Schweizer Alpen, gefüllte Schlammsäcke als Dämme gegen steigenden Wasserspiegel in Bangladesch. Alles Anzeichen für das aktuell herrschende Spannungsverhältnis, welches zwischen Mensch und Natur herrscht. So setzt die schwedische Wissenschaftlerin Cornell bei «planetary boundaries» an: Die planetaren Grenzen wurden gesprengt, als Folge der kapitalistischen Grenzenlosigkeit. Daher auch teilweise die Verwendung des Begriffes «Kapitalozän» statt «Anthropozän» im Kongressdiskurs. Die heutige Wirtschaftsweise ist nicht nachhaltig, und so geht sozialer Fortschritt auf Kosten der Natur. Besteht dann nicht darin die Selbstzerstörung des Menschen? Die Tatsache, auch wenn von heute auf morgen kein Mensch auf der Erde mehr weilen würde, die Folgen seiner Anwesenheit, sein «Abfall», wären noch lange nicht mit ihm verschwunden, ist ernüchternd. Dabei hat mich an der Konferenz der Satz von Mabe Bethônico wie ein Faustschlag in den Magen getroffen: «Wir konsumieren aus Gärten, die uns nicht gehören, die wir nicht *sehen*». Wenn ich dabei nur auf meinen eigenen Alltag blicke, mangelt es mir an nichts und wenn doch, wäre dies schnell zu beheben. Von kaum einem Gegenstand wüsste ich, woher er kommt, woraus er besteht, wer ihn gemacht oder erfunden hat. Der Bezug, das Bewusstsein, fehlt. Das Privileg des Besitzens, das besitze ich. Dann folgte die nächste Powerpoint-Slide: Google-Suche nach «hands holding earth». Die Erde, unsere Lebenswelt, gehalten von Händen, weissen Händen. Was ist das «Globale», wovon wir stets sprechen? Wer ist das «Wir»? Dieses Wir, ob für Nahrung, Ressourcen, Energie oder Tourismus, nimmt die Natur als nutzbares Objekt wahr. Wir sind Subjekt. Die Einheit, Mensch als Teil der Natur, wurde entkoppelt. Wir machen uns die Natur zurecht, um sie für unsere Zwecke und Vorstellungen zu nutzen. Menschen nutzen die Natur. Ihre (Über-)Nutzung für Lebensraum, Ressourcen wurden durch die aktuellen Fallbeispiele der Kongressteilnehmer verdeutlicht.

So steht hinter dem tragischen menschlichen Konflikt zwischen der FARC und der indigenen Bevölkerung Kolumbiens, der Konflikt um Land, bzw. Nutzung von Land: von Monokulturplantagen zurück zu traditionell bewirtschafteten Böden? So beinhaltet eine scheinbar irrelevante, kleine Frage wie «Was ist Unkraut?» laut Hannah Meszaros Martin enorm viel Konfliktpotenzial. Dieses Potenzial existiert auch bei einer weiteren, im Kongress häufig angedeuteten sowie diskutierten Frage, was das Recht der Natur betrifft und beinhaltet. Einerseits am Beispiel Ecuadors, wobei die indigene Bevölkerung zum Teil Einfluss ausüben kann, indem sie

Luzern, 17. Oktober 2019

über ein Mitspracherecht bzw. Teilnahmerecht verfügt, jedoch kein, hier der springende Punkt, Entscheidungs- oder Bestimmungsrecht. Ausserdem hat Jonas Perrin zwei unterschiedliche Perspektiven vorgestellt. Das Konzept der westlichen Denkweise, wobei Souveränität und Privatbesitz, die Natur folglich als Eigentum, zentral sind und das Verhältnis Mensch über der Natur besteht. Diese Denkweise steht im Gegensatz zur «indigenous cosmology», wobei der Mensch in Form von «guardianship» die Natur zwar nutzen, jedoch nicht über sie verfügen kann.

Andererseits haben mich persönlich die weniger wissenschaftlich formulierten Geschichten und Legenden von Menschen aus Brasilien ziemlich bewegt. In der Erzählung, dass nicht ohne Grund gewisse Rohstoffe in den Tiefen der Erdoberfläche stecken, danach nicht gegraben und gesucht werden sollte, sie Menschen krankmachen, steckt so viel Wahrheit. Der fallende Himmel, der aufgrund des Fehlens seiner Stütze, den Bäumen, zusammenbricht. Die Decke unseres Hauses fällt uns wortwörtlich auf den Kopf.

Der Mensch und seine Natur

Orte und Geschichten, die uns zwar bewegen, jedoch geografisch ziemlich weit von uns entfernt liegen. Altdorf hat diese geografische Scheinbarriere in einem Morgen untauglich gemacht. Jon Mathieu sprach deutlich das verzwickte Verhältnis von Mensch und Natur an, wobei gerade in der Schweiz die Natur eine enorm identitätsstiftende Bedeutung inne trägt und als «Kulturraum» angesehen wird. Wobei das Bild seiner Powerpoint-Präsentation zur Bärenjagd in früheren Zeiten, 21 Männer gegen einen Bären, uns in erster Linie zum Schmunzeln und in zweiter zu deutlichem Stirnrunzeln bewegt hat. Noch stärker wurden diese Runzeln, beim Gedanken an Berge ohne Schnee. Die Faszination für die klitzekleinen und einzigartigen Flocken scheint jeder Mensch zu besitzen, so Barbara Keller. Doppelt fraglich, dass für kommende Winter gerade diese weissen Flocken nicht mehr vom Himmel taumeln, sondern artifiziell hergestellt, aus Maschinen geschleudert werden, um gerade diese Faszination am Leben zu erhalten. Faszination des Menschen für die Natur. Besteht die umgekehrt wohl auch? Die Welt wird zur Umwelt des Menschen, wobei in Vergessenheit gerät, dass es sich dabei um unsere Mit-Welt handelt. Trotz, oder gerade aufgrund, all ihren unterschiedlichen Hintergründen und damit Denk- und Sichtweisen, waren sich die Kongressteilnehmer, ob Künstler, Rechtswissenschaftler, Historiker oder Naturwissenschaftler, in dieser Hinsicht einig. Ja, eine Welt, die uns einerseits umgibt und andererseits, viel wichtiger, in der es uns überhaupt möglich ist, zu leben. So auch Latour in «Facing Gaia»: «There is no cure for the condition of belonging to the world.» Die Teilnehmer des Kongresses, Menschen von heute, machen sich Gedanken zu morgen aufgrund von gestern. Eine Fähigkeit, die Menschen auszumachen scheint: denken und planen. Wer das nicht tut? Die Erde. Die wir zu unserem formbaren Objekt gemacht haben. Der Mensch scheint sich ihr überlegen zu fühlen. Eine Frage der Wahrnehmung? Ein Perspektiven- bzw. Paradigmenwechsel wäre hier angebracht, so viele der Kongresssprecher. Die Erde als Subjekt und den Menschen als Teil davon zu betrachten. So kann auch dem Schutzgedanken von Natur neue Bedeutung zugeschrieben werden: Schutz der Menschheit durch Schutz ihrer Lebenswelt. Einer der Filmausschnitte im Kunsthaus in Altdorf hat mich nachdenklich gestimmt: blinde Menschen, die mit Gehstock und langsam auf einen ausgewachsenen Elefanten zugehen, ihn berühren, sanft streicheln oder etwas verstört zurückweichen. Blicken, schauen, erkennen, wegschauen, zurück- oder nach vorne blicken, alles Fähigkeiten, die durch den Sehsinn gegeben sind. Doch was und vor allem *wie sehen wir* wirklich? Sind die, die sehen können, vielleicht am meisten oder gerade deswegen blind? Wir sehen den Garten nicht, aus welchem wir konsumieren. Der Amazonas brennt. Die Lunge unserer Erde ist ausser Atem. Der Schrei des Künstlers Rodrigo Braga mitten im Herzen des Urwaldes in seinem Film hat grossen Eindruck hinterlassen: Stirbt der Wald, stirbt der Mensch. Der Menschen ist bloss, weil die Natur ist. *Sehen* wir das ein? Abgesehen davon, dass ich nach der Konferenz die Form einer Wolke oder die einer schwungvollen Kurve eines Diagramms in einer Powerpoint-Präsentation

Luzern, 17. Oktober 2019

anders betrachten werde, so auch die Form meiner früheren Kinderzeichnung eines Hauses. Die Erde ist unser Zuhause. *Wir* wissen es doch? Sehen jedoch nicht hin. *Wir* wissen erst, was uns fehlt, was es uns bedeutet, wenn es so weit ist, es nicht mehr zu besitzen. Da ist es wieder, «besitzen». Was wir sowieso nicht können, da die Natur kein Eigentum ist, über welches wir verfügen können, auch wenn wir es glauben und uns selbst, als ihr übergeordnet, dieses Recht zuschreiben.

Pascalie Wassink, Bachelor-Studentin der Kulturwissenschaften